

Immer am Mittwoch war die Kolumne des Nobelpreisträgers im «El País» zu lesen.

Der Zeitung, die zwei Journalisten ein Jahr lang eine Reise bezahlte, von Ushuaia bis Manaus, unter zwei Bedingungen: Reisen ausschliesslich per ÖV oder zu Fuss, jede Woche ein Bericht. Schreibt uns den Kontinent!

Wenn ich einmal eine Zeitung leitete, dachte ich damals, dann nur eine, die sich Gabriel García Márquez als

Kolumnisten leistet und diese Art von Reisen zu zahlen gewillt ist. Aus den Kolumnen wehte der Wind der grossen, der wirklich grossen, weiten, farbigen, unfassbaren Welt. Grösser als Salamanca, in dem ich damals wohnte. So gross wie der von Bildern heftig durchrauschte Kopf von Gabo.

Das erste Buch, das ich integral auf Spanisch las, hatte er (mir) (mir ganz allein!) empfohlen, in seiner Kolumne: *Mi último suspiro*, mein letzter Seufzer, von Luis Buñuel, seines Zeichens kein Schriftsteller. Er stellte mir Juan Rulfo vor, und Mercé Rodoreda: zwei hierzulande weitgehend un-

KOLUMNE



Rolf Hubler

Gelbe Gladiolen für Gabo

bekannte Autoren mit verstörendem Jahrhundertpotenzial. 100 – das war auch seine Zahl. Sie und vor allem er waren durchrüttelnde, prägende Leseerfahrungen. Solche mache ich nicht mehr. Oder nur noch höchst, höchst selten. Wenn man ihn gelesen hat, wird das andere schal. Schaler. Kafka mit einem Schuss Gastro und Libido. Faulkner mit einem Schuss Rumba und Sargassotang. Es ist hilflos: Auf ihn passen keine Beschreibungen, auch und vor allem die gesuchtesten nicht, und er passt auch in keine Schublade. So wenig, wie er sich vor einen Karren spannen liess, etwa Castros Kutsche, wie das ein paar Schwarzweissdissidenten gerne hätten. Wer Steine in einem Fluss mit prähistorischen Eiern vergleicht, ist für kein Cliché mehr schlecht genug.

Mein Lieblingsbuch mit («von» wäre falsch, schon die Beschränkung auf ein Buch würde nicht stimmen) ihm war das lange Gespräch, das er mit Plinio Apuleyo Mendoza führte – irritierend-faszinierende Einblicke in ein singuläres Leben und in Schaffenspro-

zesse, zwischen Rausch und Genauigkeit, zwischen Üppigkeit und Penitenz*. Ein Leben übrigens, das auch wie ein Roman anmutet, wenigstens bis zum Nobelpreis. Interviews als ernstest zu nehmende literarische Gattung: auch das eine neue Erfahrung.

Vielleicht ist es das: Er hat mich an der Hand genommen und in einen anderen Literatursaal geführt als den deutschen Salon. Weniger Lüster, mehr Gladiolen. Einen Saal, in dem man das Gefühl hatte, atmen zu können, auch ausserhalb der Bücher.

Am Tag nach seinem Tod widmete «El País» dem Verstorbenen über 50 Seiten, dazu Bilder (heute heisst das unumgänglich Bilderstrecken, man muss sie zurücklegen, man kann sie nicht einfach anschauen) und Videos. Renommierteste und wirklich kluge Professoren, Weggefährten, das Who-is-who der lateinamerikanischen Literatur: alle zogen sie den Hut. Ich habe das alles, atemlos fast, gelesen und angeschaut.

Ich würde, wenn ich nicht auf ihn gestossen wäre, das Leben eines Schriftstellers immer noch zu

rosig sehen. Jetzt sehe ich es gelb. Immerhin.

Wenn ich eine Zeitung leitete, dann wäre es immer noch eine wie «El País». Eine, in der Journalismus und Literatur manchmal eine Personalunion eingehen. Davon gibt es immer weniger. Jetzt erst recht.

García Márquez wurde im selben Jahr geboren wie mein Vater: 1927. Seit 2004 litt der Nobelpreisträger an einer Krankheit (einer vertrackten, neben der «heimtückischen», an der er auch litt). So wie mein Vater. Die Trauer über den Tod von Gabo, die mich, ich gebe es gern zu, doch eingeholt hat, bekommt eine Färbung: Wir Söhne haben langsam keine Väter mehr. Nur noch uns selbst.

Info: Rolf Hubler war bis Ende 2013 Präsident der «Literarischen Biel». Seither Mehrleser. Und Mehrarbeit an einem Roman.

* Plinio Apuleyo Mendoza, «Der Geruch der Guayave – Gespräche mit Gabriel García Márquez», Fischer-Verlag.